

Schweizerische Literatur [Fortsetzung]

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-571947>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

den Söhne zwingen uns zu ganz bedeutenden Auslagen: Karl steht bei den Husaren in Bonn, und Ludwig ist Korpsstudent in Heidelberg. — Was Deine Bemerkung bezüglich der Rückgabe des Geldes anbelangt, so wirst Du daran selber nicht glauben. Wer hätte auch schon je von der Rückerstattung derart geliebener Gelder gehört! Ich habe sicherere Kapitalanlagen gemacht, die

sich nur miserabel verzinsen. Glaube mir, liebes Kind, auch der Meiche hat seine Sorgen!

Dieser Brief wird Dir wahrscheinlich eine Enttäuschung sein; aber sei gewiß, ich will nur Dein Bestes!

Deine Tante Anna.

So der Brief.

(Schluß folgt).

Schweizerische Literatur.

(Fortsetzung).

Als dritten unter den jungen Dichtern, die kampfesfreudig in unschöne Wirklichkeiten hineinleuchten mit dem ehrlichen Willen zur Aufklärung, nannten wir den Berner Jakob Wiedmer. Menschliche Niedertracht wird uns auch in seinem Romane geschildert, und zwar mit der Schärfe und Bitterkeit eines Wissenden, eines durch eigene Erfahrung Unterrichteten. „Flut“ nennt sich Wiedmers Roman, und der Titel bezeichnet die im Sommer unfer Bergland überschwemmende Fremdenflut: „Es rollt und gischtet das Meer der Menschen, wenn die Sommer Sonne über ihm steht, und in hohen Wellen brandet seine Flut um die Berge, überschwemmt den gewohnten Strand und dringt durch neue Schleusen in traumverlorene Täler, schäumt um einsame Höhen. Sie trägt reiches Gut in den abgelegenen Hafsen, füllt Meise und Salzteiche; aber auch manchen Schiffer hat sie mit samt seinem Fahrzeug schon verschlungen und blühende Gärten unter Schlamm begraben . . .“ Ein blühender Garten unter Schlamm begraben — das ungefähr ist das Ende des Weilers Stügen, des einfachen kleinen Alpendorfleins, das durch die Fremdenindustrie in eine Hotelstadt verwandelt wird. Das Schicksal dieses Berneroberrländerdorfes und seiner Bewohner bildet den Inhalt von Wiedmers Roman. Wie diese harten Dörfler zu geschmeidigen Fremdenbedienten umgewandelt werden und die Fremdenflut alle niedrigen Instinkte bei den engen Bauern an die Oberfläche schwemmt, das wird in dem Buche mit erschütternder Ueberzeugungskraft weniger geschildert als zum Erlebnis gemacht. In drastischer Darstellung eine

glühende Anklage gegen die demoralisierenden Folgen der Fremdenindustrie ist die „Flut“, und so, wie er angelegt ist, hätte der Roman leicht zu einer unleidigen Tendenzschrift werden können. Daß er es nicht geworden, ist der beste Beweis für die Dichterkraft des Autors; denn es muß einer ein Dichter sein, wenn er es vermag, in der poetischen Gestaltung über die eigenen Tendenzen hinauszuwachsen. Seine Menschen hat Wiedmer mit soviel feiner Individualisierung, wobei auch ein gesunder, etwas grausamer Humor in seine Rechte tritt, lebendig gemacht, daß sie sich füglich neben den Gestalten eines Jeremias Gotthelf zeigen dürfen. Und auch die Natur lebt mit all ihren Schönheiten und jenen feinen Stimmungsgehalten, die nur dem offenbar werden, der in engen Beziehungen zu ihr steht.

Bei all den Vorzügen des stofflich, gedanklich und poetisch bedeutenden Buches können wir jedoch einen Mangel nicht unerwähnt lassen, den wir schon anfangs angedeutet haben: es fehlt dem Verfasser noch die künstlerische Konzentration auf das Wesentliche, die weise Ökonomie im Aufbau. Es muß zwar zugegeben werden, daß kein Zug da ist, der nicht für das Gesamtbild charakteristisch wäre und die Tendenz des Romans unterstützte; aber das Kunstwerk wird doch öfters durch zu breite Behandlung unwesentlicher Erscheinungen und Ereignisse beeinträchtigt, die große Menge der Personen und Einzelgeschichten stört die einheitliche Wirkung. Freilich lag die Gefahr zur Uneinheitlichkeit des Romans im Stoffe. Es ist schließlich unmöglich, die Entwicklungsgeschichte eines ganzen Dorfes darzustellen, ohne eine Menge Personen und Geschehnisse aufzuführen und mit starken Wiederholungen zu operieren. Immerhin hätte manches an sich hübsche oder interessante Detail ohne Not weggelassen oder doch in andere Proportionen zu dem Wesentlichen gestellt werden dürfen, und der künstlerische Wert des Ganzen hätte dadurch bedeutend gewonnen. Aber das Verscheidenkönnen erfordert eben viel künstlerische Erfahrung und Reife, und die dürfen wir am wenigsten dort verlangen, wo jugendlich starkes Empfinden und heilige Entrüstung einem Wahrheitskämpfer die Feder in die Hand drücken. Die junge Kraft und den Kampfesmut aber möchten wir an dem Buche wahrlich nicht missen, umsoweniger, als der Haß gegen die Korruption letzten Endes doch in einer großen und zärtlichen Liebe für Volksseele und Heimatschönheit wurzelt, deren Schändung dem Verfasser der „Flut“ fühlbar aus Herz greift.

Zu eigentümlich rührender Weise kommt diese Liebe am Schluß des Romans zum Ausdruck. Der Schnitzler Eicher, der innerlich von der Bevölkerung von Stügen losgelöst unter der Korruption nur äußerlich zu leiden hatte, verläßt endlich mit seinen Angehörigen und den Trümmern seiner Habe, angeekelt von den traurigen Zuständen, die einst so geliebte Heimat. Im Unterlande, unweit von Thun, finden sie ein neues, beschidenes Heimen in der Ruhe ländlicher Abgeschiedenheit. Die Ankunft der Schwergedrehten an diesem Orte stillen Sichbesehens bildet den Schluß von Wiedmers Roman: „Vor dem kleinen Hause, das den Schnitzler und sein Schaffen beherbergen sollte, stand breitfüßig und ehrenfest ein alter Kastanienbaum, dessen Wipfel sich schützend über die demooste First des Häuschens erhob. Der Mai hatte die Nester des Niesen mit tausend roten Blütenkerzen besteckt, an denen ein summendes Bienenheer sich labte. Der Schnitzler blieb staunend vor dem blühenden Wunder stehen. Da kam Gottfriedli auf ihn zugehauert und rief mit strahlenden Augen: ‚D’Berge, d’Berge!‘ Ueber grünen Matten und dunkeln Wäldern erhoben sich fern die weißen Zinnen.

‚Wann gehen wir wieder zu den weißen Bergen?‘ fragte betrübt der Kleine. Und Hans Eicher streichelte ihm lächelnd über das Kraushaar.

‚Sind sie dir so lieb?‘ fragte er. Der Kleine nickte ernsthaft. Da hob ihn der Schnitzler auf den Arm und küßte immer



Alexander Reichel, Bundesrichter seit 1905
(Phot. G. Vollenweider, Bern).

wieder das junge Angesicht, das sehnsüchtig dem Firnenkranz sich zuwandte."

Einfach und schlicht klingt der an Leidenschaften so reiche Roman aus, in stiller Resignation, in der die Sehnsucht nach dem durch Menschlichkeit verlorenen Paradies schmerzlich nachzittert.

Wiedmers „Flut“ ist ein Bergbauern-Roman. Die Versuchung liegt also nahe, den jungen Berner irgendwie mit dem Schweizerdichter zu verknüpfen, der sein Bergvolk bereits zu einer gewissen Klassizität gebracht hat; aber faktisch ist nichts zu finden, was den Verfasser der „Flut“ und eines früher erschienenen Romanes „Um neue Zeiten“ mit Ernst Zahn verbände, das äußerlich Stoffliche ausgenommen. Wiedmer mit seiner weitausholenden Ausführlichkeit erinnert viel eher an Jeremias, als an den Dichter mit der plastisch dramatischen Kunst und der prägnanten, scharf zugeschnittenen Sprache. Und auch sonst, die ganze Konzeption ist so verschieden als möglich. Bei Wiedmer sind es wichtige Fragen der menschlichen Gesellschaft, die im Zentrum stehen, Aufklärungs- und Bewusstseinsideen wie bei Gotthelf; was den Dichter von Göttschen in erster Linie interessiert und immer wieder zur künstlerischen Darstellung lockt, ist der einzelne Mensch, das Individuum, und zwar in erster Linie der leidende, der kämpfende Mensch, den äußeres Glend und die Häßlichkeit des Schicksals zu innerer Reife und Schönheit emporläutern. Mit dem Titel seines neuesten Buches hat Ernst Zahn für sein Dichterverk überhaupt das charakteristische Wort gefunden: Helden des Alltags, das ist der tiefe Sinn seiner Dichtung, Gelmut und Seelenstärke bei den Kleinen und Kleinsten, bei den Unterdrückten und Glenden — menschlich Schönes in düsterer Umgebung! Dieser sieghafte Glaube an den Adel der Menschennatur gibt denn auch seinem Werke trotz der Misere dargestellter Verhältnisse das eigentümlich Erhebende, Feiertägliche, das wir sonst in den Dichtungen realistischer Schule selten genug finden, und doch gehört sein Werk in diese Richtung. Realistisch, oft grausam realistisch sind Zahns Erzählungen, aber — und dies gibt dem Dichter von Göttschen seine eigentümliche Stellung — realistisch nur im Stoff; in Darstellung und Aufbau sind seine Novellen Kunstwerke. Was Zahn auch immer schreiben mag, es hat Stil.

Mit diesen allgemeinen Betrachtungen über Ernst Zahns Dichtungen müssen wir uns jedoch begnügen, nachdem seinem neuesten Buche in den Spalten unserer „Schweiz“ bereits eine eingehendere Besprechung gewidmet worden ist, als uns der Raum dieser Rundschau überhaupt gestatten würde.

Es ist eine heikle Sache, in der Dichtung von „Schule“ zu sprechen. Wer unter dieses fatale Wort rubriziert wird, dem heftet sich leicht das Odium mangelnder Originalität oder gar talentloser Nachahmung an, ein Odium, das sich so leicht nicht mehr abstreifen läßt. Einer solchen Auffassung möchten wir von vornherein entgegenreten, wenn wir den jungen Urtschweizer Franz Odermatt der Schule Zahns beizählen. Die Stoffwahl und gewisse Eigentümlichkeiten in Darstellung und Sprache veranlassen uns dazu, aber nur diese doch mehr äußerlichen Merkmale. Im wesentlichen ist Odermatt originell, und gewiß ist es für einen Schriftsteller, der noch in den Anfängen steht, kein schlechtes Zeichen, wenn er sich nach Zahnscher Kunst zu bilden sucht; nur ist eben Zahns Stil viel zu individuell und charakteristisch, als daß er sich unerkannt übernehmen ließe. Von solchen direkten Anleihen kann man nun zwar bei Odermatt nicht eben reden, wenn auch die Punkte da sind, die unverkennbar auf das Vorbild hinweisen. Schon den ersten Publikationen fühlt man es an, daß er sich in eigenartiger Weise entwickeln wird, und eine Bestätigung dieser Annahme gibt übrigens die noch nicht in Buchform erschienene Erzählung „Möji“, welche „Die Schweiz“ am Ende des letzten Jahrganges veröffentlichte.

Wie für Zahns Novellenbuch sind auch für die beiden gleichzeitig als Bücher erschienenen Romane Odermatts die Titel bezeichnend: „Der Wildbach, eine Geschichte aus den Bergen“ und „Hartes Holz, eine Erzählung aus den Bergen der Urtschweiz“. Diese dem Naturleben entnommenen unpersönlichen Titel lassen uns gleich erraten, daß es nicht das menschliche Individuum ist, was den Autor in erster Linie interessiert wird. In der Tat erweist sich Odermatt in diesen beiden Erzählungen eher als trefflicher Darsteller der Verhältnisse denn als Schöpfer lebensvoller Gestalten, dem es weniger um speziell psychologische als um soziale Fragen zu tun ist. Aus dem Schatze reicher Erfahrung und vorzüglicher Beobachtung



Dr. Adam Gyfin, Bundesrichter seit 1905
(Phot. Arnold Seiler, Diefstal).

schöpfend, weiß der Verfasser die Verhältnisse lebensstreu darzustellen, und er geht dabei weniger auf individualisierende Gestaltung des einzelnen als auf Charakterisierung der Masse, d. h. in seinem Falle der gesamten Dorfschaft aus. Die Helden seiner beiden Novellen sind nicht mit den intimen Zügen ausgestattet, die sie zu überzeugungskräftigen Menschen gemacht hätten; sie erscheinen uns fast mehr als Träger von Ideen denn als lebendige Individuen, und zwar sind sie in beiden Fällen Vertreter modern vernünftiger Lebensanschauung gegenüber dem konservativen Starrsinn ihrer Mitbürger. Der Kampf zwischen vorurteilsreichem Alter und freibleibender Jugend ist in beiden Erzählungen das zentrale Problem. Im „Wildbach“ wird dies Problem durch ein an „Albin Zundergand“ erinnerndes Motiv noch kompliziert: der junge Vertreter des Neuen, dem es endlich gelingt, dank seiner Tüchtigkeit die ganze wankelmütige Dorfschaft seinem eisernen Willen zu zwingen, ist ein armer Werkstoffener, der einst seiner unehelichen Geburt wegen verachtet und geschmäht worden war. Der Kampf des Neuen gegen das Alte wird also durch die Person des Kämpfenden selbst noch verschärft. In beiden Fällen schließt der Kampf veröhnend, vielleicht etwas zu optimistisch veröhnend.

Odermatts Erzählungen reihen sich ebenfalls den Tendenzromanen an. Dem Verfasser liegt es am Herzen, sein Volk, dessen konservative Gesinnung und vorurteilsvolle Blindheit er durchblickt, auf weitere, freie Bahnen hinzuweisen. Daß bei dieser Gelegenheit alte interessante Gebräuche zur farbenreichen Darstellung gelangen, ist uns daran besonders wichtig. Einen günstigen Stoff hat Odermatt ja überhaupt an seinen Urtschweizern, dem interessanten, eigenwilligen Völklein mit seiner überzeugungstreuen Liebe zum Ueberlebten.

Die raube und tiefe Art der wortkargen und seelenstarken Menschen aus den Urneralpen, die mit ihrer wilden Natur verwachsenen Bergbewohner lernen wir aus Zahns Dichtung kennen. In Odermatt ist dem Unterwaldnervolk der aufklärerische Tendenzschriftsteller erstanden, der, die Leute aus intimer berufs-

licher Berührung kennend, auf die trüben Seiten des Volkstums hinweist, auf den Wankelmuth der Menge und die Engbergigkeit der einzelnen; aber das Böklein nid dem Kernwald hat auch seine Dichterin gefunden, die Nidwaldnervolksart im verklärenden Lichte reiner Poesie darzustellen weiß. Denn ob sie auch in erzählender Prosa schreibt, Fjabelle Kaiser bleibt doch immer Dichterin, der das visionär Poetische, das formell Kunstvolle, das sprachlich Musikalische stets über dem gedanklich Tendenziosen, über dem naturalistisch Realen stehen wird.

Das Büchlein, mit dem Fjabelle Kaiser auf Weihnachten hervortrat, ist eine Sammlung von dreizehn Novellen unter dem Gesamttitel „Seine Majestät!“ Wie wir diesen eigentümlichen Titel zu verstehen haben, sagt uns schon die wehmütig rührende Widmung des Buches:

„Dir, o Mutter, die du wandelst
In der Majestät des Todes,
Bringe ich die stille Gabe
Aus dem Land der Menschen!“

Wie verschiedenartig auch die durchaus nicht stimmungsvorwandten dreizehn Novellen sein mögen, eines ist ihnen gemeinsam: der Tod tritt in allen diesen Geschichten auf, und wo er erscheint, ist er nicht der heimtückische Kerl mit der Sense, sondern die stille Majestät, der große Gott der Seelen. Einige dieser Novellen sind den Lesern der „Schweiz“ bereits bekannt, so die beiden erschütternden Großstadtkizzen „Trümmer“ und „Die Spinne“, die rührende Episode aus dem Bundeerkrieg „Gabel“ und die beiden Nidwaldner Erzählungen „Der Herr Pfarrer“ und „Lore Migis Frau“*). Die Hälfte der dreizehn Novellen spielen in Nidwalden, und unter ihnen finden sich auch die schönsten Seiten im neuen Buche der Dichterin von Beckenried. In die sensitiv-sehnsüchtige, zum Phantastisch-Hebersinnlichen neigende Dichternatur, wie wir sie aus Fjabelle's früheren Werken kennen, kommt bei diesen Volkserzählungen durch die Art des Stoffes ein frischer, gesunder Zug von Einfachheit und Gegenständlichkeit, was für die Prosa-Erzählung nur vorteilhaft sein kann. Die Eigenart der Dichterin macht sich selbstverständlich gleichwohl geltend und wirkt durch jenen zarten Schmelz weltferner Poesie, der den einfachen Erzählungen aus dem Volksleben einen ganz eigentümlichen Zauber verleiht. Daraus mag es sich wohl er-

*) Diese Erzählung erschien in der Weihnachtsummer des achten Jahrgangs (1904) unter dem Titel: „Nichts für ungu!“

klären, daß mir beim Lesen der Nidwaldner Geschichten von Fjabelle Kaiser plötzlich ein Bild aus Kindertagen auftauchte. Ich sah einmal auf wildem Felsgestein in unsern Bergen eine große, fremde, rote Blume; sie gehörte nicht auf den rauhen Felsen und paßte doch so wundervoll dorthin, daß ich sie nach schwerem Kampf ungepflückt ließ.

Dichterin in erster Linie ist auch die Verfasserin der „Tessiner Novellen“, Maja Matthey. Ein außerordentlich feines Empfinden für die Natur und ihre charakteristischen

Schönheiten, reiche Phantasie, mitfühlendes Verstehen für Sinnesfreudigkeit, Schönheit und die Tiefe menschlicher Leidenschaften scheinen Maja Matthey zur Interpretin des eigentümlichen Schweizervolkes jenseits des Gotthard vorbestimmt zu haben. Die Eigenart des merkwürdigen Tessinerlandes mit seiner schweizerisch rauhen Gebirgswelt und südlichen Farbenglut, des Volkes, das strenge Kraft und wichtige Schweizerart mit italienischer Grazie und südlich heißem Temperament sonderbar vereinigt, weiß die Dichterin so lebendig darzustellen, wie es nur der vermag, der das Wesen eines Landes und Volkes ganz erfaßt hat. Wenn das Buch von Maja Matthey auch keine besondere literarische Bedeutung hätte, wir müßten der Schriftstellerin doch dankbar sein für die feine Charakterisierung des Tessinervolkes, das uns übrigen Schweizern im Grund ja so wenig vertraut ist. Nun aber besitzen die sechs Novellen, von denen übrigens ebenfalls zwei („Leber die Brücke“ und „Der Pfarrer von Villa“) zuerst in der „Schweiz“ veröffentlicht wurden, entschieden literarische Bedeutung; denn Maja Matthey hat das verständnisvoll in sich Augenommene als Dichterin neu zu gestalten und zum lebensreichen Kunstwerk zu erheben gewußt.

Neben den Urschweizer und Tessiner Novellen möchten wir auch noch die „Schweizer Novellen“ von Goswina von Berlepsch, „An Sonnengetänden“, erwähnen. Es sind unterhaltsame, hübsche Geschichten, die sich angenehm und fließend lesen. Von spezifisch Schweizerischem konnten wir jedoch an diesen Schweizer Novellen wenig entdecken, die eine Erzählung „Liebe“ ausgenommen, die allerdings genug des derben Humors in sich schließt, den man als „schweizerisch“ bezeichnen könnte.

(Fortsetzung folgt).



Alfred Stoß, Bundesrichter seit 1905
(Phot. G. Vollenweider, Bern).

Daß du mich liebst!

Daß du mich liebst, ganz leise sollst du's sagen;
Denn heilig ist das Wort und wundervoll.
In meines Herzens Tempel will ich's tragen,
Daß es als Licht am Altar leuchten soll.

Sein Glanz soll nimmer einem Fremden blinken,
Und daß es brennt, kund soll es keinem sein.
Nur mir bis hin an meiner Tage Sinken
Leuchte gedämpft sein friedesamer Schein!

Nur mir, indes ich hoffe, leide, handle,
Mir sei bewußt, was du mir bist und gibst,
Mir leuchte, weil ich meine Straße wandle,
Das wundervolle Wort, daß du mich liebst!

Ernst Zahn, Göschenen.